



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schmidt, Otto Eduard: Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz : 1.  
Großenhain und die Großenhainer Pflege

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Herbstbilder von der Röder und der Pulsnitz

Von Otto Eduard Schmidt

### 1. Großenhain und die Großenhainer Pflege



Das sächsische Elbtal zeigt seit Jahrzehnten eine so rasch fortschreitende Besiedlung mit Wohnhäusern und Fabrikgebäuden, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern zu sein scheint, wo die ganze Strecke des offenen breiten Flußtals vom Ende der Talenge des Elbsandsteingebirges bei Pirna bis zum Südbhange der Meißner Sparberge ein einziges zusammenhängendes Häusermeer, ein sächsisches London sein wird, dessen kraftvoll schlagende Herzkammern in dem links- und dem rechtselbischen Dresden liegen. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war es noch eine kleine Reise, wenn jemand in der schwerfälligen Postkutsche von Dresden nach Meißen fuhr, zu Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts waren Meißen und anderseits auch Pirna der Hauptstadt so nahe gerückt, daß beide in den Vorortsverkehr der Eisenbahn aufgenommen wurden. In den Verkehrsadern dieses gigantischen Häuserleibes brausen schon jetzt Tag und Nacht die Eisenbahnzüge, klingeln die elektrischen Bahnen, schnauben die Schleppdampfer, die Gil- und die Personendampfer zu Berg und zu Tal, rollen die Lastwagen, rasseln die Maschinen, qualmen die Schloten, hegen die Menschen sich und andre ab, werden die Güter, die beweglichen wie die unbeweglichen, nach den eisernen Gesetzen der Gesellschaftswissenschaft in unaufhörlichem Wechsel herüber und hinüber geschoben.

Diesem Zustande rastloser Entwicklung, unablässigen Entstehens und Vergehens entspricht auch die Wohn- und die Siedlungsweise der Einwohner. Die Verwandlung, die sich hier vor unsern Augen vollzieht, hat fast etwas Amerikanisches. Noch vor dreißig Jahren war Borschwig ein ländlicher Ort, der die sanften Reize der Körner-Schillerischen Zeit in fast unveränderter Reinheit wiederstrahlte; jetzt ist es ein menschenwimmelnder Vorort, sein an der Elbe liegender Kern ein Stadtviertel in „geschlossener Bauweise,“ die bergigen Ränder sind voll von übereinandergeschachtelten sogenannten Landhäusern, die aber in Wahrheit meist nur übel angebrachte schwerfällige städtische Steinkolosse sind. So denke ich mir etwa die „Ländlichkeit“ des römischen Tusculums oder Tiburs in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit! — Noch vor dreißig Jahren ging ich als Primaner mit der langen Peise von Dresden-Friedrichstadt nach dem Bauern-dorfe „Froschcotte“ (Cotta) spazieren; drang man aber einmal zur Traubenzeit weiter stromabwärts bis in einen der kleinen mit Weinlauben überwachsenen Gasthofsgärten der Elbdörfer Kemnitz oder Stegisch vor, so saß man in der unberührtesten Dörflichkeit, wo die Bauern in Hemdärmeln beim Glase Schielerwein Regel schoben. Heute ist an allen diesen Punkten längst die städtische steinerne Mietkaserne mit dem „Hypothekenturm“ als Siegerin eingezogen, und

das Dorf, wo es überhaupt noch vorhanden ist, führt nur noch ein geduldetes Dasein auf „Kündigung,“ etwa wie der rothhäutige Sioux unter den amerikanischen Singos. Vor unsern Augen verschwinden ganze grüne Fluren, eingeschlachtet von den Grundstücks- und Bauspekulanten, und wo noch im vorigen Jahre der Pflug über die Stoppel ging, erhebt sich heuer, innen ohne Anmut, außen im erlognen Prunk unechter Fassaden und zweckwidriger Zieraten die lange und langweilige Zeile neuer Miethäuser, neben denen der alte zierliche, ländlich anmutende Fachwerkbau ängstlich und erschrocken dareinschaut wie die Waldsee in einem Kreise aufgeputzter Dienstmägde.

Und nun gar erst die neumodischen Wirtschaftshäuser dieser Pseudodörfer! Das alte gemüthliche Haus mit dem eisenumrankten Giebel, dem knirschenden Sande auf reinlich geschuenerter Diele, der behaglichen Wirtschaftsstube mit der vom Alter gebräunten Schankstättle, den blinkenden Tischen und der Kuckucksuhr im dunkeln Gehäuse hat durch Generationen seinen Mann genährt, der Wirt war ja auch immer vor allem Bauer und dann erst „Gastgeber“ gewesen. Aber da kommt im Winter ein müßiger Baumeister zum Gastwirt und bringt gleich den Vertreter der großen Aktienbierbrauerei mit, und so lange reden sie von dem alten Gerümpel, das nur noch zum Abbruch gut sei, und von glänzender Zukunftsentwicklung, bis die warnenden Stimmen schweigen. Das alte Haus sinkt in Trümmer, ein kloziger Steinkoloz mit großem Tanzsaal und öden Zimmern, in denen sich niemand recht wohl fühlt, tritt an seine Stelle. Die große Brauerei gibt die Hypotheken und verknechtet dafür den Wirt und seine Gäste, ihr edles Dividendenbier zu trinken. So verschwindet ein alter behaglicher Dorfgasthof nach dem andern, und mit ihm immer auch ein Stück Volksleben.

Doch genug dieser wehmütigen Reflexionen — sie halten den Verwandlungsprozeß nicht auf, dem unsre letzten Elbtaldörfer mit Riesenschritten entgegenrücken. Wir haben auch kein Recht, über die Verwandlung zu seufzen, wenn wirklich Tausenden von Deutschen in diesem werdenden sächsischen London bessere und gesündere Existenzbedingungen geboten werden, als sie vorher hatten. Aber soviel darf man sagen, daß sich wohl mancher, der die einfachern und stillern Verhältnisse des Elbtals vor einem Menschenalter gekannt hat, dann und wann aus dem Bannkreise der Spekulationsbauten und der halbstädtischen Landhäuser, vor deren innerstem Heiligthume die sanfte Rußlocke nicht halt macht, hinaussehnt in eine unberührte Ländlichkeit, wo man noch mit unserm Schiller sagen kann:

Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Acker zusammen,  
Seine Felder unruh'n friedlich sein ländliches Dach.  
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,  
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.

Südllich und südwestlich vom Elbtal auf den Abhängen des nahe bis an den Strom vorstoßenden Erzgebirges ist diese reine Dörflichkeit wegen der mehr und mehr eindringenden Industrie auch kaum noch zu finden, wenn man nicht bis in die nahe dem Kamme liegenden Walddörfer des Gebirgs hinaufsteigt. Nördlich von Dresden ist es nicht viel besser: nicht einmal der Waldgürtel der Heide hat die dahinter liegenden Dörfer vor der städtischen Invasion

geschützt: Klossche wird von dem Willenort Königswald aufgezehrt, Weizdorf, Gomlitz, Lausa sind mit städtischen Bauten angefüllt, nur die etwas seitwärts wohnenden Bauern von Marsdorf meiden, wie ich höre, den ersten städtischen Mieter wie die Pest, weil sie das ganze Elend, das diese modernen „Inquilinen“ (Einlieger) über den Ort heraufführen, voraussehen. Aber wie lange noch?

Anderz steht es nordwärts oder nordostwärts von Meißen. Sowie wir die breite Elbaue und die ersten Höhenränder bei Oberau oder Weinböhsa hinter uns haben, empfängt uns in der Burggrafenheide und im Friedewalde wirklich Friede und Stille und geleitet uns über ein welliges, waldiges Hügel-land mit spärlicher Besiedlung hinüber ins Rödertal nach Radeburg und weiter ostwärts zu den Waldorten der Niederlausitz. Aber auch wenn wir uns von Meißen nordwärts wenden, in der Richtung auf Großenhain und Elsterwerda, entfliehen wir bald der dumpfen Stadt und baden Seele und Leib in einer reinern Luft. Starke, auf den ersten Anblick packende Reize darf man freilich auf einer solchen Reise nicht erwarten. Aber schön ist's doch, am Frühlingsmorgen durch die dampfenden Äcker zu fahren, wenn der Bauersmann hinterm Pfluge geht, und die Lerche mit ihrem Jubelruf im steigenden Nebel verschwindet, schön auch im Herbst, wenn die klare Luft ringsum den Horizont ins Unendliche zu weiten scheint.

Die Straße von Meißen nach Großenhain windet sich zunächst ziemlich steil aus dem Elbtal zu den Höhen empor, die es von der jenseitigen Niederung trennen. Es ist dieselbe Straße, auf der vor einem Jahrtausend von Meißen aus die ersten Vorposten deutscher Sprache und Sitte und deutschen Christentums mutig in die noch unbezwungne, ja noch unerforschte Welt der Slaven hineinzogen. Trotzdem finden sich gerade an und neben dieser Straße keine deutschen Dörfer, sondern fast nur solche slavischer Gründung, ein Beweis, daß diese Gegend eben schon vor der deutschen Eroberung von den Slaven verhältnismäßig dicht besiedelt war.

Die erste Ortschaft, die sich den dörflichen Charakter rein bewahrt hat, trägt den slavischen Namen Dextrilla. Bald hinter diesem Dorfe wandert man durch einen Waldstreifen, der sich westwärts zum „Golk“ fortsetzt und bei Diesbar zur Elbe niedersteigt. Als wir an einem schönen Septembertage durch den Wald fuhren, hörten wir plötzlich in der Nähe der Straße ein heftiges Gewehrfeuer wie von Platzpatronen, dazwischen auch Kanonenschläge. Wir meinten im ersten Augenblick, eine manövrierende Militärabteilung vor uns zu haben. Als wir aber näher kamen, entwickelte sich vor unsern Augen ein so merkwürdiges Schauspiel, daß wir uns an den Kopf faßten, um uns des normalen Zustandes unsrer Sinne zu versichern. In einer Dichtung unter hohen Kiefern, inmitten eines mit Seilen abgesteckten Vierecks, brodelten auf lodernem Holzfeuer wie in einem Zigeunerlager zwei mächtige Kupferkessel, denen ein verlockender Duft entstieg. An einer Stelle war die Abzäunung durch ein stattliches Tor unterbrochen, an dem ebenfalls Flammen emporzüngelten. Reiter in deutschen Uniformen galoppierten auf und ab — zwei altväterische Geschütze auf blauen Lafetten, von starken Bauernpferden gezogen, fuhren auf, prokzten ab und feuerten unter einem Höllenlärm auf das brennende Tor. Dieses

wurde von etwa dreißig schwarzzopfigen, bunt uniformierten Chinesen verteidigt, gegen die etwa ebensoviel deutsches Fußvolk in Tropenuniform stürmend voring. Ein kurzes Handgemenge, ein Krachen wie von einstürzenden Pfosten, dann drängten sich die Deutschen durch die eingedrückten Torflügel ins Innere des abgegrenzten Raumes hinein und machten die Chinesen zu Kriegsgefangnen. Man sah die Befehlshaber der Deutschen, unter ihnen einen stattlichen Mann mit schwarzem Schnurbart, der schon vorher durch seine Reitkünste unsre Aufmerksamkeit erregt hatte, in ein Zelt treten; sie kamen wieder heraus, es wurde einen Augenblick still im Getümmel, ein Todesurteil wurde verkündet — und ein Chinese schwebte am Strick des Henkers am eilig errichteten Galgen empor. Aber diese Prozedur genügte offenbar nicht, die Wut der Sieger zu stillen, Säbelspitzen richteten sich auf den Unglücklichen, aus seiner Brust floß Blut — da reißt der Strick, und der Körper des Entseelten stürzt herunter.

Alles dies hatte sich mit dramatischer Lebendigkeit vor unsern Augen abgespielt; nun erst kamen wir dazu, einen der umherstehenden Zuschauer nach Zweck und Ziel des sonderbaren Schauspiels zu fragen. Da erfuhren wir, daß uns ein günstiger Zufall zum „guten Montage“ der Bauern von Jessen — einem Dorf nordöstlich von Dextrilla — geführt habe, die hier mitten im Walde mit einem so groß angelegten Kampfspiel und einem darunter verborgnen Schweineschlachten die Nachfeier des Erntefestes begingen. Das Schwein, das in den Kesseln brodelte und nunmehr in gewaltigen Portionen als „Wellfleisch“ mit Schwarzbrot, Salz und Pfeffer unter die ermatteten Kämpfer verteilt wurde, war wenig Stunden zuvor noch lebend auf einem von einem riesigen Ziegenbock gezogenen Wagen mit in dem Festzuge gewesen, der sich von Jessen nach Dextrilla und von da in den Wald bewegt hatte. Es hatte erst den Deutschen gehört, war dann im Walde von den „Borgern“ erobert und nach „Peking“ gebracht worden — so hieß das umzäunte, mit dem großen Tor verschlossene Viereck — und war nun wieder, unterdessen geschlachtet und gesotten, den braven Blauröcken in die Hände gefallen. Weiter ergab sich, daß diese Art der Feier des „guten Montags“ in Jessen etwa seit fünfzehn Jahren besteht, doch hat sich das Kriegsspiel, das immer den Zeitverhältnissen möglichst angepasst wird, erst allmählich unter der Leitung eines Fleischermeisters, der ein vortrefflicher Reiter und zugleich ein phantastischer Kopf ist, bis zu seiner jetzigen Höhe entwickelt. Da die Jessener Bauernsöhne in großer Anzahl bei der Reiterei oder der Artillerie zu dienen pflegen, so fehlt es nie an der nötigen berittenen Mannschaft — sogar „Buffalo Bill und der wilde Westen“ ist vor einigen Jahren aufgeführt worden. Das Ganze ist mir typisch dafür, daß auch in unsrer Bauernschaft die Sehnsucht nach einem fröhlichen Volksfest voll männlicher Lust zu erwachen beginnt.

Hinter dem Walde, wo wir so Denkwürdiges erlebten, liegen an der Straße in kurzen Zwischenräumen die Dörfer Gävernitz, Biskowitz, Wantewitz auf dem Plateau, das das Elbtal vom Rödertal scheidet. Den höchsten Punkt erreicht dieses Gelände westlich von der Straße bei einem trigonometrischen Signal (215 Meter) zwischen Blattersleben und Porschütz; als Wahrzeichen der ganzen Gegend aber gilt die hochliegende Kirche von Wantewitz, deren schlanker Turm

viele Meilen im Umkreis sichtbar ist. Trotzdem hat sich die nur auf dem Gleichklang der Namen aufgebaute Überlieferung, diese Kirche stehe an Stelle eines Heiligtums des slavischen Gottes Swantewit, als irrig erwiesen. Von Wantewitz senkt sich die Straße ziemlich stark nach Pristewitz hinunter, und hier sieht man die Metropole der Landschaft, die Stadt Großenhain, zum erstenmal auf einer die Röderniederung überragenden Anhöhe liegen. Es ist kein imponierendes Stadtbild, das sich da drüben erhebt, wie etwa das von Meissen oder Torgau, sondern ruhig und sanft gliedert es sich in die große Ebene ein, die es umgibt. Und doch hat diese stille Stadt an der Röder mit dem etwas öden Marktplatz und dem wehmütigen Rest einer durch moderne Straßen zerrissenen klösterlichen Siedlung eine reiche und bedeutende Geschichte. Die leicht geschwungne Anhöhe, auf der die Stadt liegt, ist in den beiden Jahrhunderten der deutschen Eroberung des Landes überreich mit slavischem und germanischem Blute befruchtet worden, dann ist „Hain“ einer der wirksamsten Ausgangspunkte der Christianisierung und der Germanisierung gewesen, und endlich war es jahrhundertlang ein wichtiges Glied in dem großen mitteleuropäischen westöstlichen und nordöstlichen Handelsverkehr.

Will man das die Stadt umgebende Gelände, das in gewissem Sinne eine Einheit darstellt, von einem Punkt aus betrachten, so wüßte ich allerdings keinen andern als die Gondel eines über die Gegend hinschwebenden Luftballons. Von da aus würde man sehen, daß die „Großenhainer Pflege“ annähernd ein Kreis ist, der im Norden durch die waldigen Höhen der Schradendörfer (Frauenhain bis Ortrand), im Osten durch den Raschütz, im Süden durch den Friedewald und die Wantewitzer Höhen und im Westen durch die Elbe und die Gohrischheide begrenzt ist. Fast drei Viertel dieses Kreises sind eben und reich mit Dörfern angebaut, nur das südöstliche Viertel (zwischen der Berliner und der Großenhain-Frankfurter Bahn) ist etwas ärmer an Ortschaften, ein teilweise bewaldetes, von der Röder durchflossenes, bis gegen 200 Meter ansteigendes Plateau. In dessen nordwestlicher Ecke, also im Mittelpunkt des ganzen Kreises, auf felsiger Anhöhe, dem westlichsten Vorposten des Oberlausitzer Berglandes, an einer Röderrfurt und doch hochwasserfrei liegt die Stadt. Sie bot also in einer durch Sümpfe und Wasserläufe schwer passierbaren Gegend eine gesicherte Verbindung ebensowohl zu dem uralten Elbübergange zwischen Borsitz und Merschwitz, den die „hohe Straße“ benutzte, wie nach der Oberlausitz und von da südwärts nach Böhmen und ostwärts nach Schlesien.

Die ältere Geschichte Großenhains verliert sich im Dunkel der Sage. In den Urkunden erscheint es als Hagen oder Hain, daneben findet sich auch der slavische Name Dzzek, der auf eine der deutschen Eroberung vorausliegende Zeit zurückweist. Schon im zehnten Jahrhundert scheint in Hain einer der Burgwarte bestanden zu haben, durch die man die unterworfenen Slaven im Zaume hielt. Aber während der heimatfremden Politik der Ottonen zerbrechen auch die Slaven der Großenhainer Pflege ihre Ketten. Die Holzkirchen östlich von der Elbe gehn in Flammen auf, die wenigen deutschen Ansiedler werden erschlagen, die christlichen Priester verbluten grausam gemartert auf den Opfersteinen slavischer Götter. Der Krieg wird auf Jahrzehnte der regel-

mäßige Zustand des Grenzgaues zwischen Röder und Elbe — unaufhörlich brechen die Reiterfähren Boleslaw Chrobry's auf der hohen und der niederen Straße von Schlesien her aus den düstern Grenzwäldern hervor, unaufhörlich unternehmen auf denselben Pfaden in umgekehrter Richtung die Deutschen den Rachezug. Nur eine kurze Rast bedeutet für dieses Gelände die kraftvolle Regierung Kaiser Heinrichs des Dritten. Unter seinem unglücklichen Sohne Heinrich dem Vierten wird es in die unaufhörlichen Wirren und Kämpfe des deutschen Thronstreites hineingerissen. Vergebens versuchen die Bischöfe von Raumburg, denen der Kaiser große Strecken Landes zwischen Elbe und Pulsnitz verliehen hat, diese Gegenden unter der Herrschaft des Krummstabes zu befrieden, vergebens versucht der kühne Wratislaw von Böhmen, dem Heinrich der Vierte die Mark Meissen versprochen und wohl auch zeitweise übergeben hat, sie dauernd seinem großen Besitz anzugliedern — ein halbes Jahrhundert lang wird sie der Zankapfel zwischen den großen ostfächsischen Dynastengeschlechtern der Brunonen, Wettiner, Wulfinger (Groitzsch): kühne und verschlagne Recken wie Eckbert der Zweite von Meissen und Wiprecht von Groitzsch und hünenhafte Frauen wie die dämonische Adela von Löwen und die mutige Gertrud von Eilenburg gehn hier, an die Helden und Heldinnen des Nibelungenlieds gemahnend, Großes aber auch viel Böses wirkend, über die Bühne der Geschichte, bis endlich die Verleihung der Meißner Mark an den Wettiner Konrad den Großen (1123) eine ruhigere und glücklichere Zeit heraufführt. Erst unter seiner kräftig ausgreifenden Herrschaft beginnt auch auf dem rechten Elbufer das große Werk der deutschen Kolonisation, das westlich vom Strome schon ein Menschenalter früher anhebt.

Rasch blüht nun neben dem Bischofsitz und der Markgrafenstadt Meissen das rechtselbische Hain empor. Der Verkehr mit den östlichen Landschaften wird friedlicher und reger; um ihn zu sichern und zu überwachen, wird er durch den wohlbefestigten Ort hindurchgelenkt. Bald ziehn aber nicht nur Kaufleute und Reisige auf der „hohen Straße“ dahin, sondern auch schwerfällige, mit starken Rindern bespannte Bauernwagen: Frauen und Kinder sitzen darauf, zwischen ihnen türmt sich das nötigste Hausgerät aus Ton, Kupfer und Zinn, ein Ballen grober Leinwand und wollenen Gespinnstes, einige Säcke voll Mehl und Saatgetreide. Neben dem Wagen aber schreitet gedankenvoll, doch getrost wuchtigen Schrittes der Gatte und Vater, ein schwarzköpfiger Bayer oder ein rothhaariger Franke, ein ernster Frieser oder ein munterer Thüring, verschieden an Tracht und Sitte, je nach der Heimat, aber alle gleichermaßen bereit, die schwielige Faust an den gewaltigen Pflug zu legen wie an des Schwertes Knäuf. So ziehn sie dahin im sichern Gefühl kommenden Gedeihens, die wertvolle Ausfaat für ein neues, größeres Deutschland, das östlich vom Elbstrom erwachsen soll. Wir werden noch weiter von ihnen hören. Doch zunächst kehren wir zurück nach Hain.

Die Stadt muß sich durch die günstigen Verhältnisse ihrer Lage schnell zu einem bedeutenden Markt entwickelt haben; denn schon 1205 bei der Gründung des Atraklosters in Meissen werden die Getreidezinsen des Dorfes Diera nach dem Hainer Scheffel (*Hainensis mensurae*) bemessen. Dieser blieb auf

Jahrhunderte ein weit verbreitetes Maß: noch im Jahre 1615 wurde neben dem riesenhaften Roland am Rathaus in Belgern ein steinerner „halber Hainischer Schöffel“ als Normalmaß angebracht. Die Überführung der Stadt aus der Grundherrschaft der Bischöfe von Naumburg in seine eigne betrieb besonders Markgraf Heinrich der Erlauchte, der 1238 dem Naumburger Bischof gegenüber auf sein Recht, die Anlage von Befestigungen innerhalb der Mark Meissen zu verbieten, verzichtet, dafür aber außer Ortrand, Strehlen, Dahlen usw. auch die jenseit der Elbe liegende Stadt, die Indago (= Hain) genannt wird, mit ihren Gerichten und ihrem Zubehör (cum suis iudiciis et pertinentiis) zu Lehen erhält. Verhältnismäßig spät, nämlich 1390, bekommt die Stadt ihren ersten, vier Tage dauernden Jahrmarkt, dazu aber 1474 einen zweiten, 1498 das Privilegium des Waibhandels, 1501 zwei Wollmärkte. Gewerbliche Tätigkeit kam hinzu, vor allem die aus Niederdeutschland eingeführte Tuchmacherei. Die Hainer Tuchmacher und Tuchscherer waren eine stolze Zunft: ein Altknecht der Tuchknappen, Diez Grünrad, sollte 1292 den Markgrafen Diekmann durch seine Tapferkeit errettet haben und Stammvater der Familie von Grünrode geworden sein; die Tuchscherer aber behaupteten gar, daß kein Geringerer als Friedrich Barbarossa 1157 ihre Zunft bestätigt habe.

Aber noch viel wichtiger als das Gewerbe war für die Größe und die Wohlhabenheit der Stadt doch der tägliche Handelsverkehr, den die hohe Straße hineinführte. Wir können uns im Zeitalter der Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt, der großstädtischen Zentralisation und der Warenhäuser nicht leicht ein Bild von dem schwerfälligen und doch so vielgestaltigen Handelsverkehr des Mittelalters machen, und noch viel weniger will es uns in den Sinn, daß auch eine entlegne Kleinstadt dabei große Bedeutung erlangt haben soll. Und doch ist dies bei Großhain der Fall: Ritter und Grafen, Fürsten und Herzöge, Kaiser und Könige sind in Bewegung gesetzt worden, um die Privilegien „der Stadt zum Hain über Elbe“ zu schützen und zu mehren, und im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert begegnen sich hier die duftigen Weine des Rheins mit dem süßen Malvasier von Cypern, die Heringstonnen und Stockfische der baltischen Gewässer mit dem Olivenöl, den Feigen, Mandeln und Rosinen der Mittelmeerküsten, der indische Pfeffer und Ingwer mit dem Hallischen Salz, die Seide Italiens mit den Zobel- und Nerzfellen des innern Rußlands, der litauische Honig mit dem böhmischen Dörrobst, das niederländische Tuch mit der süddeutschen oder Mailänder Prachtrüstung, die polnische Ochsenhaut mit dem ungarischen Leder — in langen Wagenzügen, neben denen die ewig schimpfenden Fuhrleute im Rote einherstapfen und die trunkfesten kurfürstlichen Geleitsknechte einherreiten, wird dies alles bei sinkender Sonne zum Dresdner Tor hereingebracht und während der Nacht auf dem Markte in förmlichen Wagenburgen aufgefahren, von wo es bald nach Sonnenaufgang durch das Naundorfer Tor entwindet.

Was für ein Treiben muß damals in den Schenken und den Gasthöfen der Stadt geherrscht haben, von denen einige, wie die „Goldne Kugel“, wohl noch den alten Platz, aber nicht mehr den alten Verkehr behaupten, welches bunte Durcheinander an den Toren, wo die alten Geleitszeichen geprüft, und für schweres

Geld neue gelöst wurden. Wie kam das alles? Wichtiger als die Elbschiffahrt, die infolge der mangelhaften Regulierungsarbeiten vielfach als unberechenbar galt, war im Mittelalter der Verkehr auf den Landstraßen. Wegen der großen Schwierigkeit des Fortkommens aber waren die Tagereisen klein, etwa fünf- und zwanzig Kilometer. Hatte der in tiefen Geleisen ächzende und knarrende, meist vierspännige Wagen diese Strecke zurückgelegt, so brauchte man eine sichere Station, wo das Kaufmannsgut vor Räubern geborgen war, wo sich Menschen und Tiere ausruhen, Ausbesserungen des Fuhrwerks vorgenommen werden konnten. So hat das Handelsbedürfnis längs der hohen Straße die Stationen Hain, Königsbrück, Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz usw. hervorgerufen. Zwischen den Stadtbürgern und den reisenden Kaufleuten entstand eine Interessengemeinschaft: die Städter in Verbindung mit dem Landesherrn beschafften eine fahrbare, gesicherte Straße, Unterkommen und Quartier, die Kaufherren und Fuhrleute dagegen zahlten Geleitsgeld und Zoll und gelobten, in einer bestimmten Richtung eben nur eine Straße zu benutzen. So verwandelte sich allmählich „das Recht der gastlichen Einkehr, der Warenniederlage, der Ausbesserung und des Wechsels von Schiff und Geschirr in einen Zwang.“ Wer von der hergebrachten Ordnung oder Straße wich, verfiel der Strafe des Landesherrn, dessen Zoll und Geleit er umging, mit Hab und Gut, ja sogar mit seiner Person.

Wann solche Einrichtungen auf der durch Hain führenden Straße Platz griffen, wissen wir nicht; im vierzehnten Jahrhundert, wo die ersten Urkunden darüber auftauchen, galten sie schon als uralte „über Menschen Gewähr.“ Der 1346 geschlossene Bund der „Sechsstädte“ Kamenz, Bautzen, Löbau, Görlitz, Zittau, Lauban hatte außer der allgemeinen Tendenz, den Landfrieden zu sichern, den besondern Zweck, die Sicherheit der „hohen Straße“ zu gewährleisten. Die Stellung der sächsischen Fürsten zu ihr tritt aber besonders deutlich hervor in einem Vertrage, den Markgraf Wilhelm 1399 mit Breslau und 1404 mit dem polnischen Krakau schloß. Darin verheißt er den polnischen und den schlesischen Kaufleuten sichere und geschützte Fahrt durch sein Land, doch sollen sie für jeden mit Kaufmannschaft beladenen Wagen zu Hain und Oschatz sechs Gulden, zu Grimma zwei Gulden zahlen. In andern Urkunden des fünfzehnten Jahrhunderts erscheint Hain als die älteste und die maßgebende Zollstätte; so verordnet z. B. Kaiser Friedrich der Dritte im Jahre 1443, die Markgrafen Friedrich und Wilhelm von Meißen sollten an jeder Zollstätte soviel nehmen, als sie in ihrer „Stadt zum Hain über Elbe“ nach altem Herkommen zu nehmen befugt seien; in einer gleichzeitigen Urkunde wird den Fürsten vom Kaiser freigestellt, das wichtige Stapelrecht, nach dem alle oder gewisse Waren eine Zeit lang an einem gewissen Orte zum Verkauf angeboten oder höher verzollt werden mußten, an Dresden oder Hain zu verleihen.

Vor allem aber sind für den Anteil Hains am mitteleuropäischen Binnenhandel lehrreich die Verhandlungen, die im Jahre 1462 von den Sechsstädten mit Kurfürst Friedrich dem Sanftmütigen gepflogen worden sind. Dabei erscheint das Kurfürstentum Sachsen mit der böhmischen Oberlausitz und ihren östlichen Hinterländern als eine wirtschaftliche Einheit, ein Beweis dafür,

daß damals die Sechsstädte und nicht die Landesherrschaft das Heft in den Händen hielten; ferner erkennen wir, daß sich damals in Hayn eine große nord-südliche Handelsstraße, die von der Ostseeküste durch Brandenburg nach Böhmen führte, mit der bekannten westöstlichen kreuzte. Die wichtigsten Bestimmungen lauten: Von Budissin sollen die Wagen, die gen Franken wollen, gehn auf Bischofswerda, Dresden, Freiberg, Chemnitz, Zwickau, Voigtsberg und fort gen Franken; die Wagen, die gen Thüringen wollen, sollen gehn auf Königsbrück, Hayn, Dschag, Grimma (oder Eilenburg), Leipzig und fort gen Thüringen auf Hin- und Wiederwegen, und sonst keinen andern Weg fahren bei Verlust des Gutes und sonderlicher Strafe . . . Alle Wagen mit Gütern aus der Mark (Brandenburg), (Nieder-)Lausitz, oder Brandenburg, Berlin, Stettin und andern Orten sollten fahren auf Herzberg, durch den Hayn auf Lommatsch (Elbübergang bei Merschwitz-Voritz), Meißen, Dresden, Pirna, Freiberg, Brüx und andre Gebirgsstädte (Böhmens); alle Wagen mit Gewand, Wachs, Leder, Schönwerk, Kupfer und andern Gütern, die ein Geleitzgeld zahlten, sollten von Breslau, Görlitz, Budissin und andern Hinterstädten durch den Hayn nach Leipzig, Erfurt, Frankfurt (a. M.), Halle fahren . . . wegen der Wagen aber, die durch Mühlberg und Strehlen auf Kadeburg und Meißen fuhren, war ein Beigeleit im Amt Hayn zu Grödel eingerichtet, wo auch alle, die mit Gütern nach Leipzig, Halle und Magdeburg über Ortrand wollten, das Geleitzgeld erlegen und ein neues Geleitzzeichen lösen mußten, ohne das sie zu Ortrand nicht sollten durchgelassen werden usw. Die angehängte Zollordnung für Hayn bestimmte, daß z. B. ein Wagen Wachs = 12 russische oder 20 lombartsche Scheiben 6 fl., ein Ballen niederländisch Tuch = 12 Tücher 14 bis 18 Gr., ein Wagen Rheinwein 35 Gr. zahlen sollte, doch sollte danach der Fuhrmann des Weinverzapsens entledigt sein.

Aber diese privilegierte Stellung Hains erhielt schon 1485 ihren ersten Stoß durch die unselige Leipziger Teilung der kursächsischen Länder, durch die der Gegensatz zwischen der ernestinischen und der albertinischen Linie geschaffen wurde. Seitdem gehörte die hohe Straße mit ihren beträchtlichen Zolleinnahmen zum herzoglichen Anteil, und nun waren natürlich die Kurfürsten bemüht, einen Teil des westöstlichen Verkehrs auch durch ihr Gebiet zu lenken; so kam allmählich die „niedre Straße“ neben der hohen auf, die in verschiedenen Zügen das herzoglich sächsische Gebiet nördlich umging. Der Streit darüber entbrennt schon 1488. Damals hatte der herzogliche Geleitzmann zum Hayn mehrere Fuhrleute, die schon mehrmals von Breslau über Priebus, Muskau, Spremberg, Senftenberg, Liebenwerda, Torgau usw. gefahren waren, in Doberstroh bei Senftenberg „mit Kummer (Gefängnis) belegt,“ und am 5. Juli 1489 schrieb Kurfürst Friedrich der Weise an Herzog Georg den Bärtigen, „daß die Kauf- und Fuhrleute, die gen Senftenberg gekommen seien, von den herzoglichen Amtleuten daselbst mit Gewalt gezwungen würden, die Straße auf Liebenwerda, Belgern, Torgau und Eilenburg, die sie vorher allerwege gefahren und gebauet hätten, zu meiden und die Straßen auf den Hayn und Dschag zuzufahren, wodurch des Kurfürsten Straßen und Geleite ganz verödet und niedergelegt würden.“

Eine weitere Konkurrenz erwuchs dem durch Hayn führenden Handelszuge durch die Brandenburger Kurfürsten. Im Jahre 1503 erfährt Herzog Georg von Sachsen, Joachim von Brandenburg unterhandle mit denen von Breslau, „solche Straße aus dem Niederland und von Frankfurt (a. M.) durch die Mark zu wenden und sonderlich, daß die Waren von Frankfurt zunächst durch Hessen, aus dem Niederland aber durch das Stift Münster, Herzogtum Braunschweig und von da in die Mark gehn sollten, oder auf dem Meere bis Hamburg, von hier auf der Elbe bis Magdeburg, von hier durch die Mark nach Frankfurt a. D., wo die Niederlage sollte eingerichtet werden, dafür sollten aber die Waren zwischen Breslau und Frankfurt ganz zollfrei sein und gegen jedermann vom Kurfürsten beschützt werden.“ Der Streit über die Konkurrenz der niedern Straße wird in unzähligen Erlassen und Tagfahrten des sechzehnten Jahrhunderts behandelt, ohne erledigt zu werden. Im Jahre 1510 erließ auch König Ladislaw von Böhmen und Ungarn an die unsicher werdenden Breslauer den Befehl, daß sie die Straßen durch die Sechsstädte in der Oberlausitz und durch Schlesien nach dem Spruch des Herzogs Georg gebrauchten, nicht aber die neue Straße auf Frankfurt a. D. oder Berlin fahren sollten, ebenso einigte sich die Tagsetzung zu Fraustadt im Jahre 1512, die von dem Könige Sigismund von Polen, den Herzögen von Pommern, Georg von Sachsen, den Sechsstädten und den Meißner Städten beschiedt war, dahin, die Privilegien der „gerechten Straße“ zu schützen, damit die Niederlage des Marktgrafen Joachim von Brandenburg zu Frankfurt (a. D.) und Breslau „vorgenommen, gedämpft und abgetan werde und der Kaufmann im Auf- und Abziehen derselben Herrschaft und Gebiete mit seinen Gütern nicht berühre.“ Man sieht, die Tonart dieses Kampfes ist um etliches schärfer und hitziger als die des sogenannten preussisch-sächsischen Eisenbahnkriegs. In Wahrheit behauptete die hohe Straße noch lange Zeit ihre Wichtigkeit; aber daß daneben auch andre Warenzüge entstanden, lag in der Natur der Sache und in dem Wachstum des Verkehrs überhaupt, der im sechzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse der immer mehr aufkommenden Geldwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung nahm.

So scheint denn Großhain trotz der eben besprochenen Streitigkeiten etwa in der Zeit von 1450 bis 1550 seine höchste Blüte erreicht zu haben. Aus dem ersten Viertel dieses Zeitraums haben wir die Nachricht, daß es in der innern Stadt im Jahre 1474 238 Anfässige gab und in der Vorstadt 97. Doch wird hinzugefügt, die Zahl der teils den beiden Klöstern, teils der Pfarre, teils Privatpersonen gehörenden Freihöfe sei so groß, „das wol by dem dritten teile der stat nichts gibt noch tut [nämlich zu den Landessteuern].“ Diese Zahlen ergeben nach einem von Otto Richter für Dresden ermittelten Verhältnis für Großhain eine Einwohnerschaft von mindestens 3000 Seelen; es steht mit Chemnitz fast auf einer Stufe.

Die große Zahl der Immunitäten, d. h. steuerfreien Liegenschaften, weist auf eine große Bedeutung des geistlichen Elements; Großhain war der Sitz einer Propstei des Bistums Meissen und als solcher der kirchliche Mittelpunkt eines sehr bedeutenden Gebiets. Damit hängt es zusammen, daß Großhain

am Ende des fünfzehnten und in den ersten Jahrzehnten des sechzehnten Jahrhunderts auch eine nicht unbedeutende kirchliche Kunst aufzuweisen hatte. Man kann vielleicht sogar von einer Großenhainer Kunstschule sprechen, obwohl unsre Kenntnisse davon noch sehr im argen liegen. Bei meinen Nachforschungen in den Kirchen der nördlich von Großenhain liegenden Dörfer fiel mir auf, wie viele schön geschnitzte und gemalte Flügelaltäre aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts ganz oder teilweise noch übrig sind; in Frauenhain, in Groß-Rnehlen, in Ponickau und anderwärts; auch in Streumen, westlich von Großenhain, stand ein solcher Altar mit recht guter Malerei (links die heilige Barbara mit Kelch und Palmenzweig, rechts die heilige Katharina), dessen Reste jetzt in der Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins in Dresden sind. Wo sollen diese Altäre anders entstanden sein als in einer Künstlerwerkstatt Großenhains? Freilich in der Stadt selbst haben wohl der große Brand von 1540 und spätere Feuersbrünste die meisten alten kirchlichen Kunstwerke zerstört. Aber eins ist doch einigermaßen erhalten geblieben: das 1499 errichtete Altarwerk der Katharinenkirche, das zwar beim Abbruch der Kirche arg beschädigt, dann aber wieder hergestellt und in der Pfarrkirche untergebracht worden ist. Es enthält im Schrein die geschnitzten Figuren der gekrönten Maria, der heiligen Barbara und der Katharina, auf den Türen innen und außen Darstellungen des Martyriums der Katharina und acht Bilder heiliger Frauen. Das Ganze ist ein Werk voll edler Verhältnisse und schlichter Zierlichkeit. Die Großenhainer Figurenschnitzer und Tafelmaler müssen aber weit über den Bereich dieser Propstei hinaus bekannt und berühmt gewesen sein: denn am 21. Mai 1520 schloßen der Rat und die Altarleute der Michaeliskirche in Zeitz mit dem „ehrbaren und namhaften Meister Pankratius Grueber“ in Großenhain einen Vertrag, daß er ihnen binnen Jahresfrist für 210 Gulden rheinisch eine geschnitzte „Tafel“ mit sechs Flügeln für den Hochaltar der Michaeliskirche liefern soll. Dieser Flügelaltar ist aus Zeitz verschwunden, aber Eduard Flechsig hat durch eine überaus feine Kette von Schlußfolgerungen nachgewiesen, daß fünf angeblich aus Lindenthal bei Leipzig stammende geschnitzte Figuren der Maria mit dem Kinde, des Erzengels Michael, der Heiligen Georg und Florian, sowie der heiligen Katharina, die jetzt in der Dresdner Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins aufbewahrt werden, die Reste des von Pankratius Grueber gefertigten Zeitzer Altarwerks sind. (Die Sammlung des Sächsischen Altertumsvereins in Dresden, 1900, Textheft von Eduard Flechsig Seite 39 b f.) Auch der in der genannten Sammlung erhaltene Altar aus Hochweitzschen bei Leisnig scheint ein Werk des Pankratius Grueber zu sein. Es wird ein Gegenstand weiterer Untersuchung sein, festzustellen, ob die stilistischen Unterschiede aller der hier genannten Werke so groß sind, daß wir neben Grueber noch andre gleichzeitige Bildschnitzer und Maler in Großenhain annehmen dürfen; ich glaube, daß das der Fall ist.

Empfindlichen Schaden erlitt Großenhain, als Böhmen (1526) in habsburgischen Besitz übergegangen war, und nach der Vernichtung des Wahlrechts der Stände und dem „Pöbnfall“ der Oberlausitzer Sechsstädte (1547) — Folgen der Schlacht von Mühlberg — die königliche Gewalt Ferdinands dort er-

starfte. Dieses erstarrte Königtum zerriß im habsburgischen Staatsinteresse die uralte wirtschaftliche Gemeinschaft, in der die Lausitzen und Schlesien mit den Gebieten der Wettiner gelebt hatten, im Jahre 1559 durch hohe Zölle, die an den Grenzen der habsburgischen Länder, also auch in Schlesien und den Lausitzen entrichtet werden mußten. Der große sächsische Volkswirt dieser Zeit, Kurfürst August, schickte deshalb auf Anregung Leipzigs eine Gesandtschaft an Kaiser Ferdinand, um ihn daran zu erinnern, „daß in den Erb- einungen zwischen Sachsen und Böhmen auch der gegenseitige Schutz der Handelsstraße, insbesondre der Straße aus Polen und Schlesien über die Sechsstädte, Königsbrück, Hain, Oschaz nach Leipzig und weiter stets bedacht gewesen sei, daß aber diese wichtige Straße unbebaut bleiben würde, wenn man sie in Schlesien und in der Lausitz mit neuen Zöllen belaste. Denn dadurch würden die polnischen Viehhändler veranlaßt, ihren Markt von Brieg nach Posen zu verlegen und die Viehherden von dort aus über Berlin gehn zu lassen. So werde nicht nur der Viehmarkt zu Döbeln, wo sich die sächsischen Bergstädte mit Schlachtvieh versorgten, ganz aufhören, sondern auch der Tuchhandel Sachsens nach Polen, der einen hohen Durchgangszoll in der Lausitz und in Schlesien nicht tragen könne, durch den märkischen zu Grunde gerichtet werden, ganz abgesehen davon, daß ein großer Teil der Nürnberger, Frankfurter und Antwerpener Güter, die bisher über Leipzig und Breslau nach Polen gingen, in Zukunft über Wittenberg und die Mark Brandenburg dahin verführt werden könnte.“

Aber diese Beschwerde blieb ohne Erfolg. Die Verhältnisse besserten sich etwas nach dem Dreißigjährigen Kriege, da die Lausitzen 1635 an Sachsen übergegangen waren. Aber 1681 z. B. mußte die Handelsstraße statt über Hain wegen der Pest über Ortrand, Strehla und Düben geführt werden. Ein schwerer Schlag für den Großenhainer Handel war auch die Eroberung Schlesiens durch Friedrich den Großen und endlich die Zerteilung Sachsens im Jahre 1815, durch die die unübersteiglichen Zollschranken von Norden her bis nahe an die Stadt heranrückten. Zwar öffneten sich alle diese hemmenden Schlagbäume in der denkwürdigen Neujahrsnacht 1834, als der deutsche Zollverein seine großartige, die nationale Einigung vorbereitende Wirksamkeit begann: aber für Hain kam diese Hilfe zu spät. Denn unterdessen hatte sich die Schifffahrt auf der Elbe mächtig entwickelt, und so ließ denn die erste sächsische Eisenbahn von Dresden nach Leipzig Großenhain rechtsab liegen und gründete dafür in Riesa an der Elbe einen zukunftsreichen Handels- und Umschlagplatz.

Zwar hat Großenhain in neuerer Zeit auch gute Eisenbahnverbindungen nach Dresden und Leipzig, Berlin und Frankfurt a. O. erlangt, aber es ist doch die stille Stadt an der Röder geblieben. Wenn man ihre Plätze und Gassen durchstreift, so wundert man sich, wie wenig altertümliche Bauten aus der großen Vergangenheit übrig geblieben sind: das ist die Folge der großen Brände und der Drangsale, die die Stadt im Dreißigjährigen, im Siebenjährigen und schließlich in den Napoleonischen Kriegen erlitten hat. Der Gang der alten Mauer und der Gräben ist an der um die Stadt ziehenden Promenade noch erkennbar. Im Norden stehn auch noch beträchtliche Reste des alten ehr-

würdigen Schlosses, dessen Grundmauern wohl bis in die Tage Kaiser Heinrichs des Vierten zurückgehn. Noch ragt der gewaltige Bergfried, wenn er auch durch den Zahn der Zeit längst die Bekrönung verloren hat, wie ein sterbender Gigant über die umgebenden Gebäude, aber aus seiner Mitte steigt siegreich eine schlanke Dampffesse in die Luft: in die Ruine des Schlosses ist eben eine Fabrik eingebaut worden, und der alte Bergfried birgt das Kesselhaus. Gibt es einen treffendern Ausdruck für die Tatsache, daß der alte Feudalstaat durch den modernen Industriestaat überwältigt worden ist? Jetzt herrschen Wollfäcke, Ölfässer und schnurrende Räder an der Stelle, wo einst der weitgebietende „Bogt vom Hayn“ seines Amtes waltete und den ehrenfesten Adel der Umgegend um sich sammelte. Da ritten sie wohl oft zu Rat und Gelag durch die Tore herein, die wohlledeln Herren von Marus und von Stassa, die von Quersa und von Ebersbach, von Baseliz und Blattersleben, von Promnitz und von Kalkreuth, späterhin auch die Pflugk und Köckeriz, die Lüttichau und Milkau, und wie alle die Geschlechter heißen, die auf den zahlreichen Rittergütern der Großenhainer Pflege in Lust und Leid geseßen haben. Sie sind zum größten Teil längst ausgestorben, ihre Namen schlummern in den Pergamenten der Urkunden, aber das Gehäuse ihres Daseins ist uns doch in vielen Fällen geblieben, die phantastische Wasserburg, in deren tiefen Gräben die Teichrose blüht und der melancholische Schwan seine Bahnen zieht. Und auch noch ein lebensprühendes Restchen der alten Feudalität ist gerade hier vorhanden: die wiederauflebende Großenhainer Parforcejagd. Gerade als ich an der Stelle des alten Naundorfer Tores die Stadt verließ, ritten drei vornehme Kavaliere in grell roten Fracks, weißen Westen und schwarzen Mützen langsam und feierlich herein — der berittene Diener in gemessener Entfernung. Vermutlich sollte zu Ehren des nahen Hubertustages ein Keiler ausgesetzt werden. Es mag wohl ein schönes und hochgemutes Vergnügen sein, über Stock und Stein, über Hecken und Gräben hinter der Meute herzureiten, aber gefährlich ist's auch: die schöne Ahnfrau der Habsburger, Maria von Burgund, fand dabei ihren frühen Tod. Wünschen wir also den kühnen Reitern, daß sie mit heiler Haut davonkommen!



## Zur Geschichte Hohentwiels

Von Albert Landenberger in Kirchheim unter Teck



Es sind im Jahre 1901 gerade hundert Jahre gewesen, daß die einst so berühmte, heiß umfochtne, von Konrad Widerhold im Dreißigjährigen Kriege tapfer verteidigte Festung Hohentwiel nach ihrer schmachvollen Übergabe durch den Generalmajor v. Bilfinger und den Oberstleutnant Wolff an den französischen General Vandamme zerstört wurde. Vergebens hatte sich der württembergische Herzog Friedrich durch den Kriegspräsidenten von Nicolai bei dem französischen Minister Alexandre Berthier verwandt, auf Grund des einst von Vandamme gegebenen Versprechens, die Festung in demselben Zustande wieder zurückzugeben, wie